

Köldeke,  
Der Isarn.

LS.







Heinrich...



# Der Islâm.

Von

Prof. Ch. Wöldeke in Straßburg.

Am 14. September 629 pflanzte Kaiser Heraklius das Kreuz Christi in Jerusalem wieder auf, nachdem er die Perser mit verzweifelter Anstrengung niedergeworfen und sie gezwungen hatte, diese heiligste Reliquie zurückzugeben, die sie bei der Einnahme des gelobten Landes entführt hatten. Es war ein Tag des Triumphes für alle Christenheit; noch heute verzeichnen ihn unsere Kalender als „Kreuzeserhöhung“. In eben jener Zeit, in welcher der Sieg des Christenthums über die Ungläubigen so glänzend gefeiert werden konnte, wird man dem Kaiser gemeldet haben, daß seine arabischen Truppen drüben, jenseits des Jordans, von einer kleinen Schar aus dem Innern Arabiens angegriffen seien, und daß es nur schwer gelungen sei, den ungestümen Anprall abzuwehren. Schwerlich fand er in einer solchen Meldung noch etwas besonders Bedenkliches. Aber dies war schon der erste Angriff seitens der Muslime; andere folgten, und wenige Jahre später waren Palästina und viele andere Provinzen dem Römerreich, welchem sie sieben Jahrhunderte lang gehorcht hatten, für immer entrissen, war das persische Reich vernichtet, war in der Heimath des Christenthums und des Magismus ein neuer Glaube und ein neues Volk zu bleibender Herrschaft gelangt. Die Geschichte weist keine ähnliche Veränderung auf, die auch nur annähernd so schnell verlaufen wäre.

## I.

Der Stifter dieser neuen Religion, Muhammed, Sohn Abdallah's, war kein Kriegsheld. Fürst und Eroberer ward er durch den Zwang der Umstände und durch die Consequenz von Gedanken, die ihn viel weiter führten, als er Anfangs hatte ahnen können. Der hysterische Schwärmer, der in sich den Beruf erkannte, die Einheit Gottes zu verkünden, wurde durch den Widerstand seiner nächsten Landsleute in die Bahn des Kampfes getrieben. Die Ueberzeugung, daß Gott ihn erleuchte, gab ihm Kraft und Sicherheit und hob ihn über unberechtigte wie über berechtigte Bedenken hinweg. Der Charakter der neuen Religion wurde auf's Stärkste beeinflusst durch den männlichen Geist einiger ihrer ersten Be-

fenner und Verfechter; die Licht- und Schattenseiten des arabischen Volkes, in welchem sie entstand, für welches sie zunächst gegeben ward, prägten sich scharf in ihr aus.

Schwerlich ist uns die ursprüngliche Lehre eines Religionsstifters so genau bekannt, wie die Muhammed's. Denn das heilige Buch seiner Anhänger, der Korân, besteht ganz aus seinen eignen, im Namen Gottes gegebenen, Offenbarungen, und unter den von ihm überlieferten mündlichen Aussprüchen ist neben vielem Unrechten so viel Echtes, daß wir daraus noch manche Ergänzung des Korâns gewinnen. Korân und Sunna, d. h. die Norm, welche in den überlieferten Aussprüchen und Handlungen des Propheten liegt, sind auch für seine Anhänger immer die wichtigsten Quellen der Religion geblieben.

In den einzelnen Sätzen der Lehre Muhammed's ist so gut wie gar nichts Originelles. Die Araber waren damals ihrem rohen Heidenthum entwachsen und hielten als ein überaus conservatives Volk nur aus Gewohnheit an den alten Bräuchen fest, ohne eigentliche Anhänglichkeit. Einzelne Ideen, die aus dem Christenthum stammten, waren namentlich durch die wandernden Dichter weit verbreitet. Sehr viele Araber waren auch schon Christen. Freilich war ihr Christenthum gewiß durchweg nur sehr oberflächlich; für die feinsten Züge des Christenthums hatte dies Volk kein Organ. Daneben gab es in Arabien viele Juden, die hier auch zeitweise, wie in Aethiopien, manche Proselyten machten; aber die starren und unbequemen Satzungen des Judenthums paßten für die stolzen und wilden Bewohner des öden Arabiens nicht viel besser, als die mystischen Sätze und die überideale Ethik des Christenthums. Muhammed entnahm den beiden Religionen, besonders aber dem Judenthum, die Bestandtheile, welche seinem Volke angemessen waren, wobei er sich aber viel mehr durch seinen Instinct, als durch Ueberlegung leiten ließ. Seine Lehre ist in ihren Hauptzügen eine Fortentwicklung des Judenthums, aber vereinfacht und vergrößert; sie steht der Religion des Alten Testaments im Ganzen näher als das historische Christenthum.

Muhammed's Gottesbegriff ist wesentlich der des Alten Testaments; nur betont er noch mehr die Allmacht und die an Nichts gebundene Willkür Gottes, weniger seine Heiligkeit. Er leiht Gott viele menschliche Züge, aber sie haben nicht den Reiz des Naiven und Poetischen, wie so oft die Anthropomorphismen des Alten Testaments. Gott schafft und bestimmt Alles; der Mensch hat sich blind zu ergeben: daher heißt diese Religion Islām, die „Ergebung“, ihr Bekenner Muslim, d. i. „der sich Ergebende“. Auf das Stärkste fühlte sich Muhammed abgestoßen von der Lehre, daß Gott dreieinig, und von der, daß Christus der göttliche Sohn des göttlichen Vaters sei. Zwar wußte er von diesen Dogmen durchaus nichts Näheres, kannte nicht einmal die betreffenden Glaubensformeln genau; aber er fühlte richtig, daß sie mit dem einfachen, echtsemitischen Monotheismus schlechterdings nicht in Einklang zu bringen seien, und wohl nur dadurch ist er davon abgehalten, sich dem Christenthum zuzuwenden.

Gott verkündet, so lehrt der Korân, seinen Willen durch die Propheten, deren er nach und nach viele auf die Welt geschickt hat. Von Jesus bis auf Muhammed waren die Menschen verpflichtet, jenem und dem Evangelium zu

folgen; die Juden haben sich durch seine Zurückweisung schwer verschuldet. Jesus war größer, als alle Propheten vor ihm; aber erst durch Muhammed wird die endgültige Offenbarung verkündigt. Die früheren heiligen Schriften lehren dasselbe wie der Korän und zeugen von Muhammed; aber die Juden und Christen haben sie verfälscht. Die Gesetze, welche Gott durch die Propheten aufstellt, stimmen nicht nothwendig unter einander überein, denn Gott ändert seine Verordnungen nach Belieben ab; ja im Korän selbst hebt er zuweilen Gebote auf, die er früher selbst im Korän gegeben hat. Muhammed ist nur ein schwacher Sterblicher, aber von Gott erwählt. Er ist der Sünde unterworfen und ohne die Gabe des Wunderthuens, die früheren Propheten verliehen war. Diese letzte Beschränkung, welche im Korän deutlich ausgesprochen ist, ward natürlich von seinen Anhängern schon sehr früh weggedeutet, und so werden denn zahlreiche Mirakel von ihm berichtet.

Gott belohnt die guten und straft die bösen Handlungen; allein er ist barmherzig und läßt sich durch Buße leicht versöhnen. Aber die Strafe der Gottlosen, die ohne Reue sterben, wird fürchterlich sein. Die Hölle wird mit grellen Farben gemalt; man merkt, wie sehr der Gedanke an sie den Propheten selbst geängstigt hat. Er faßt sie nach christlichem Vorgange als ein Feuer auf. Auch in der Beschreibung des Himmels, „des Gartens“, knüpft Muhammed an alt- und neutestamentliche Vorstellungen an, malt sich die Wonne aber nach eigener Phantasie aus. Die Schilderung der Herrlichkeit, welche die Frommen dort genießen, versteht man erst recht, wenn man die Dürre seiner Heimath und die überaus einfache Lebensweise seiner Landsleute daneben hält. Eine Neuerung des sinnlichen Mannes sind die blühenden Jungfrauen, die den Frommen im Paradiese Gesellschaft leisten. Die rohen Vorstellungen von Hölle und Himmel haben durch die Gewalt, welche sie auf die Einbildungskraft der Araber übten, unstreitig sehr viel zur Ausbreitung und Befestigung des Islams beigetragen. Auch sonstige Phantasien über die letzten Dinge, über Auferstehung und Weltgericht spielen im Korän eine große Rolle. Sie schließen sich gleichfalls durchweg älteren Vorstellungen an, namentlich solchen, die schon vom Judenthum und theilweise auch vom Christenthum den Persern entlehnt waren. Daß der Korän auch viel von Engeln und Teufeln redet, versteht sich von selbst. Daneben figuriren noch Dämonen, Dschinn genannt, welche aus dem arabischen Volksglauben genommen sind, aber mit Anknüpfung an spätjüdische Anschauungen. Bei solchen Mythen und Phantasien fehlt es natürlich nicht an kleinen Widersprüchen, welche aber den einfachen Gläubigen noch weniger beirren, als den spitzfindigen Ausleger.

Die Moral des Islams ist nicht so ernst und streng, wie die des Judenthums. Allerdings schärft Muhammed tugendhafte Gesinnung und Handlung ein und mahnt energisch von Lastern ab; er dringt auf Ehrlichkeit, Wohlthätigkeit, Verträglichkeit u. s. w. und verlangt, daß man immer Gottes und der jenseitigen Vergeltung gedenken solle, aber er ist nicht rigoristisch. Die sehr grobe Vergeltungslehre, welche das Handeln bestimmen muß, läßt mit sich markten: man kann die Folgen der Sünden durch einige Buße abwenden, man kann sich auch der Ausführung einer übernommenen Verpflichtung unter gewissen Umstän-

den entledigen und selbst einen Meineid durch fromme Werke abkaufen. Im äußersten Nothfalle darf sogar der Glaube mit dem Munde verleugnet werden (vgl. dagegen Matth. 10, 32 f.); von dieser Erlaubniß viel Gebrauch zu machen, hat die Muslime allerdings ihr Stolz und die Festigkeit ihrer Ueberzeugung geschützt. Der Islâm ist eine durchaus praktische Religion, welche es nicht nöthig macht, zu hohe Anforderungen (wie Matth. 5, 33—41) durch gekünstelte Erklärungen zu beseitigen. Auch der Korân tröstet die Verfolgten und Leidenden; aber die Armen und Gedrückten an sich glücklich zu preisen, dazu ist er zu sehr arabisch — oder sollen wir sagen zu natürlich und männlich? Wohl erklärt auch der Korân alles Irdische für eitel, aber er rechnet doch sehr mit den irdischen Bedürfnissen und Begehren, und gibt bestimmte Verordnungen über Hab' und Gut. Wäre der Prophet sogleich in seiner Vaterstadt anerkannt, so hätte er vielleicht eine beschauliche, mönchische Gemeinde gegründet: nothgedrungen zum Regenten eines Kriegerstaats geworden, mußte er anders verfahren. Nach einigem Schwanken predigte er endlich den Krieg gegen die Ungläubigen als solche: sie haben nur zu wählen zwischen Annahme des Islâms und Ausrottung. Bloß den Bekennern der alten Offenbarungsreligionen, zunächst also den Juden und Christen, bleibt es gestattet, gegen Zahlung von Tribut als Unterworfenen zu leben. Die Muslime sind eben in diesem wie in jenem Leben zu Herren der Welt bestimmt.

Der Islâm hat keine mystischen Sacramente, wohl aber eine Reihe von äußeren Gebräuchen. Anfangs hatte Muhammed selbst den größten Werth auf harte Bußübungen, wie Wachen und Fasten, gelegt; allmählig ließ er sich und den Seinigen Vieles davon nach, aber ganz ohne solche Casteiungen ist keine orientalische Religion denkbar. So machte er das Fasten im Monat Ramadhân obligatorisch, in der Weise, daß den ganzen Monat hindurch, so lange die Sonne am Himmel steht, kein Bissen gegessen, kein Tropfen getrunken werden darf. Das ist bei orientalischer Hitze eine harte Aufgabe, und man begreift, daß die Mehrzahl der Gläubigen im Fastenmonat gegen Ende des Tages viel mehr an die Entschädigung durch die Genüsse der Nacht als an Gott und das Jenseits denkt. Viel wichtiger noch als das Fasten ist das Gebet. Wie bei allen orientalischen Christen den Geistlichen und zum Theil auch den Laien eine bestimmte Anzahl von täglichen Gebeten vorgeschrieben ist, so setzte Muhammed, wieder nach einigem Schwanken, endlich für jeden Gläubigen fünf tägliche Gebete fest. Ein solcher Act ist wesentlich von dem verschieden, was wir Gebet nennen. Er besteht darin, daß man sich nach einer festen Ordnung mehrmals beugt, ganz zu Boden wirft und allerlei Stellungen annimmt, indem man gewisse Formeln hersagt. Unbenommen ist allerdings dem Menschen, hinterher noch in eignen Worten Gott anzurufen; aber das ist nicht mehr das officielle, nothwendige Gebet. Ihm voran geht eine Waschung; wo das, in Arabien so äußerst seltene, Wasser fehlt, kann sie durch Abreiben mit Sand vertreten werden. Dieser Ersatz kam auch bei den Juden vor. Ebendenselben sind gewisse Erleichterungen des Gebets auf Reisen oder unter gefährlichen Umständen entlehnt. Verdienstlicher, als das Gebet für sich abzuhalten, ist es, sich am öffentlichen Gebet der Gemeinde zu betheiligen, welches ein Vorbeter (Imâm) leitet. Namentlich soll das am Freitag

geschehen, der speciell für den öffentlichen Gottesdienst bestimmt ist, sonst aber als Werkeltag gilt; denn Sabbatrube kennt der Islâm nicht. Das gemeinschaftliche Gebet mit seinen Aeußerlichkeiten hat sehr viel dazu beigetragen, dem Islâm Halt zu geben. Die Menge gewöhnte sich daran, bei einer für ihr Seelenheil unerläßlichen Handlung auf's Genaueste dem Leiter zu folgen. Die Moschee vertrat, wie A. v. Kremer auseinandersetzt, unsern Exercierplatz.

Ein merkwürdiges Ueberbleibsel des arabischen Heidenthums ist die Wallfahrt nach Mekka. In Muhammed's Geburtsort war ein Tempel, genannt die Kaaba, d. i. „der Würfel“, worin sich ein Gegenstand uralter Verehrung, „der schwarze Stein“ befand. Dies Heiligthum war allmählig das Ziel der Wallfahrt für halb Arabien geworden. Dabei entwickelte sich ein lebhafter Handelsverkehr, der den Bewohnern Mekka's, den Koraisch, viel Vortheil abwerfen mußte. Noch wichtiger war für diese aber, daß ihr ganzes Gebiet als heilig und unverletzbar galt, und daß sie die beste Gelegenheit hatten, mit den verschiedenen Beduinestämmen freundliche Beziehungen anzuknüpfen. So wurden sie in den Stand gesetzt, über das weite Land voll räuberischer Nomaden hin ihren Karawanenhandel bis in die alten Culturländer auszudehnen. Sie wurden dadurch nicht bloß wohlhabend, sondern erlangten auch eine große geistige Ueberlegenheit über die andern Araber. Als Koraischit war Muhammed selbst in frommer Achtung vor der Kaaba und dem schwarzen Stein aufgewachsen. Freilich stritt diese eigentlich mit den Principien seiner Religion; aber er legte sich die Sache so zurecht, daß die Heiligthümer von Abraham gegründet und von den Heiden nur mißbraucht seien. Vielleicht folgte er in dieser Auffassung einem Mekkanischen Vorgänger, dem Juden oder Christen von Abraham und Ismael erzählt hatten. Die Mekkanischen Heiden wußten allerdings weder von diesen, noch von sonstigen Personen des Alten Testaments. Daß die Bewahrung dieses Heiligthums durch Muhammed nicht so sehr auf Berechnung als auf tief gewurzelter Verehrung beruhte, scheint sich u. A. daraus zu ergeben, daß er nach der Flucht bis zur Einnahme Mekka's wiederholt seinen Schmerz darüber kundthat, nicht nach Belieben an den dortigen Ceremonien Theil nehmen zu können. Endlich als Sieger dort eingezogen, vernichtete er alle offenbaren Zeichen des Götzendienstes, und in seiner letzten Pilgerfahrt, kurz vor seinem Tode, stellte er die zum Theil recht seltsamen Bräuche endgültig fest. Alles Heidnische sollte verschwinden; aber noch mancherlei, freilich unverständlich und deshalb unschädlich, blieb übrig. Schlimm war allerdings die Verehrung des alten Fetisches, des schwarzen Steins, der sich einzelne consequente Muslime nur mit einem gewissen Widerwillen fügten und welche später von weniger festen Gläubigen gelegentlich auch verspottet ist. Zu der jährlich stattfindenden Pilgerfahrt soll sich eigentlich jeder Muslim so oft begeben, als er kann; es ist aber nicht gegen den Sinn Muhammed's, der immer geneigt war, thatsächliche Schwierigkeiten zu berücksichtigen, wenn dies „als er kann“ in der Praxis stark betont wird und aus entfernteren Ländern verhältnißmäßig Wenige die Wallfahrt mitmachen. Immerhin ist auch die Wallfahrt eine Säule des Islâms geworden. In Mekka treffen sich noch jetzt alljährlich die Frömmsten selbst aus Turkistan, Indien, Rumelien, Marokko und den Negerländern und tauschen Gedanken und Vorurtheile aus; das trägt natürlich dazu bei, die Einheit des Islâms zu erhalten.



Ein anderer Rest uralter heidnischer, roher Sitte ist die Beschneidung. Sie wird im Koran nicht besonders vorgeschrieben, aber als selbstverständlich vorausgesetzt, da sie bei allen Arabern üblich war. Ein integrierender Theil der Religion wie im Judenthum ist sie jedoch nicht.

Wie die Juden legt Muhammed hohen Werth auf die Almosen. Allmählig jedoch verwandelte er die Liebesgabe in eine förmliche, ziemlich hohe Steuer, aus welcher die Armen unterstützt, aber auch die Staatsausgaben bestritten wurden.

Die Speisegesetze Muhammed's sind lange nicht so complicirt wie die jüdischen. Nur wenige Thiere, wie Schweine und Hunde, sind ganz unrein. Auch soll der Muslim bloß von solchen Thieren essen, die ordnungsmäßig unter Aussprechung der Formel „im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers“ geschlachtet sind. Wie dem Juden und eigentlich auch dem Christen (Apostelgesch. 15, 20, 29, 21, 25) ist ihm der Genuß des Blutes untersagt. Bei Gefahr, sonst zu verhungern, darf er aber auch alles dies genießen. Verboten ist der Wein; unter diesen Begriff fallen nach der Absicht des Gesetzgebers alle beaufschendenden Getränke. Kein unparteiischer Beobachter wird leugnen, daß diese Bestimmung, wie oft man sie auch übertreten hat, ein wahrer Segen für alle islamischen Länder geworden ist. Unsicher ist, ob das Verbot des Glückspiels mit Pfeilen, das bei den Arabern sehr beliebt war, zugleich allen Glücksspielen gelten soll; vielleicht hatte Muhammed nur die mit jenem verbundenen heidnischen Bräuche oder die Verschwendung dabei im Auge.

Im Ganzen beschweren die rituellen Gebote und Verbote des Islams das Leben des Morgenländers, das sich doch, wenig abwechselnd, in festen Formen bewegt, nicht zu sehr. Von der Aengstlichkeit, womit das Judenthum „rein“ und „unrein“, „erlaubt“ und „verboten“ behandelt, findet sich zwar Allerlei in den Schriften späterer Theologen, aber Nichts bei Muhammed selbst, noch im Leben seiner Anhänger bis auf den heutigen Tag.

Religion und Staatsgesetz sind im Islam nicht getrennt. Wir hätten hier also eigentlich die ganze Ordnung des bürgerlichen und peinlichen Rechts zu betrachten, welche Muhammed im Koran und in mündlichen Aussprüchen gegeben hat. Er folgt in seinen Bestimmungen, die gewöhnlich auf Veranlassung eines einzelnen, gerade vorliegenden Falles gegeben sind, theils arabischem, theils jüdischem Brauch, sehr oft aber auch seinen eigenen Eingebungen. Die Blutrache ganz abzuschaffen, war unmöglich und ist ihm auch wohl nie eingefallen; er band sie nur an gewisse Formen. Nicht dem Staat, sondern dem nächsten Verwandten des Getödteten steht die Entscheidung darüber zu, ob der Mörder sterben oder sich loskaufen soll.

Zu welchen Verkehrtheiten es nun aber führen kann, wenn ein einzelner Mensch die Ordnung von Kirche und Staat für immer nach seinem augenblicklichen Ermessen bestimmt, zeigt besonders klar der muslimische Kalender. Die Araber hatten, wie die meisten alten Völker, ein Jahr von zwölf wahren (Mond-)Monaten, das sie, so oft es nöthig schien, durch Einschlebung eines dreizehnten, mit dem Sonnenjahre nothdürftig ausglich. Sie verfuhrn dabei gewiß nicht sehr geschickt, aber die kleinen Verschiebungen in der Zeit, welche vorgekommen sein werden, konnten bei den einfachen Lebensverhältnissen keine

praktischen Unzuträglichkeiten hervorbringen. Muhammed aber, der entweder an der Ungleichheit des bald zwölf-, bald dreizehnmönatlichen Jahres, oder aber an dem Zusammenhang der Kalenderordnung mit heidnischem Wesen Anstoß nahm, hatte kurz vor seinem Tode den unglücklichen Einfall, anzuordnen, daß die Muslime ein bewegliches Mondjahr von zwölf Mond=Monaten ohne alle Schaltung haben sollten. Jedes muslimische Jahr ist somit etwa zehn Tage kürzer, als das Sonnenjahr, nach dem sich doch die ganze Natur richtet; die muslimischen Feste fallen bald in diese, bald in jene Jahreszeit<sup>1)</sup>. Der Landmann muß daher überall noch einen andern (christlichen oder persischen), nach dem Sonnenjahr eingerichteten Kalender neben dem kirchlichen haben. Ein Muslim von 33 Jahren ist nicht älter als ein Christ von 32 Jahren. Die Umrechnung von muslimischen Daten in julianische oder gar gregorianische ist für den, welcher keine bequemen Tabellen zur Hand hat, eine sehr mühsame Arbeit.

Die Stellung des Weibes hat Muhammed wesentlich so gelassen, wie sie bei den Arabern war. Die Vielweiberei hat er etwas beschränkt, die Absonderung der Frauen von den Männern ein wenig verschärft. Verschlimmert wurde aber durch den Islām die Lage der Frauen in den Ländern, in welchen die Vielweiberei schon verschwunden und die Trennung der Ehe nicht so leicht und so üblich war wie bei den Arabern. Die Beduinen, welche, wie noch jetzt, die ritterlichste Gesinnung gegen ein schuhloses Weib zeigten, stellten das schwache Geschlecht doch so tief, daß sie sich kein Gewissen daraus machten, neugeborene Mädchen lebendig zu begraben. Diese Barbarei, die bei den wohlhabenderen Städtern wohl kaum vorkam, bekämpfte Muhammed gleich bei seinem ersten Auftreten und unterdrückte sie nachher völlig.

Die Sklaverei abzuschaffen kam Muhammed so wenig in den Sinn wie den Aposteln; aber er erklärte die Freilassung der Sklaven für ein verdienstliches Werk und verschaffte ihnen eine gewisse Rechtsicherheit.

Der ursprüngliche Islām steht als Ganzes tief unter dem ursprünglichen Christenthum. In mancher Hinsicht können wir jenen nicht einmal dem Christenthum gleich stellen, wie es damals im Orient war und wie es auch heute noch im Orient ist; aber in anderen Stücken übertraf dieser jugendkräftige, einfach rohe Glaube doch wieder sehr die verjüngte und immer mehr in Barbarei versinkende Religion der syrischen und ägyptischen Christen. Vor Allem gibt und gab der Islām seinen Bekennern ein Bewußtsein von Sicherheit wie kaum ein anderer Glaube. Der Muslim ist stolz als Muslim; er ist überzeugt, daß Gott ihn allen Anderen weit vorzieht, und verachtet diese, die ja doch für's Höllenfeuer bestimmt sind. Der Christ soll in sein Kämmerlein gehn, um zu beten: der Muslim stellt sich, und zwar erst recht, wenn Ungläubige dabei sind, an einen möglichst sichtbaren Ort, um seine Gebetsceremonien zu vollziehen. Das Herz hat wenig Antheil daran; aber er fühlt sich doch gehoben, gleichviel, ob er die arabischen Formeln, die er her sagt, recht versteht, oder nicht. Reinheit

<sup>1)</sup> Man denke sich nur, wie hart das Fastengebot für die Tataren in Kasan ist, wenn der Ramadān einmal in die Zeit des Sommers fällt, wo die Sonne ihnen etwa 18 Stunden leuchtet, wie leicht dagegen, wenn er in die Zeit der kürzesten Wintertage trifft.

und Zartheit der Gesinnung zu erzeugen, ist der Islām nicht sehr geeignet; wir können mit Grund annehmen, daß in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens manche fein und tief angelegten Geister schwere innere Kämpfe zu bestehen hatten, weil er ihren religiösen Bedürfnissen nicht genügte: aber solche Kämpfe sind wohl längst ausgefochten, und tiefe Ruhe erfüllt jedes Muslim's Herz. Die, welche so sehr darauf dringen, daß der Mensch glaube, auf daß er sich selig fühle, sollten für den Islām wirken. Eine Religion, unter deren Anhängern der Selbstmord so gut wie gar nicht vorkommt, verdient denn doch einige Achtung!

## II.

Nach Muhammed's Tode (8. Juni 632) einigten sich seine angesehensten Gefährten dahin, Abū Bekr zu seinem Nachfolger zu wählen, den bewährtesten Freund des Verstorbenen. Zuvor hatte man allerdings Mühe gehabt, die Medinenser, die alten „Helfer“ Muhammed's, von dem Gedanken abzubringen, daß einer der übrigen Führer werden solle. Aber um das Schmolten Ali's, der das einzig noch lebende Kind seines Vaters Muhammed, die Fatima, zur Frau hatte, kümmerte man sich nicht. Wir können nicht daran zweifeln, daß die Wahl des trefflichen Abū Bekr ganz im Sinne des Propheten war. Aber kaum hörten die Araber die Todesnachricht, als sie in Masse abfielen. Viele entsagten dem Islām ganz; Viele schlossen sich neuen Propheten an, welche hier und dort nach dem Vorbilde des Mekkaners aufstanden; Andere wollten zwar das muslimische Gebet beibehalten, aber keine Steuern geben: kurz, das ganze Werk Muhammed's war in Frage gestellt. Da zeigte sich aber die Kraft des Islāms und eines festen Willens. Abū Bekr verschmähte es auch in der dringendsten Noth, den Aufständischen irgend Concessionen zu machen; er bestand auf unbedingter Unterwerfung unter die Gebote des Islāms. Die Empörungen, die untereinander nicht zusammenhingen, wurden von den einheitlich geleiteten Muslimen niedergeworfen, zum Theil erst, nachdem Ströme von Blut vergossen waren. Das militärische Verdienst dieser Thaten hatte hauptsächlich Chälid, „das Schwert Gottes“, ein Koraischit, wie fast alle hervorragenden Kriegs- und Staatsmänner jener Zeit, derselbe, welcher neun Jahre früher den Sieg der ungläubigen Mekkaner über Muhammed beim Berge Ohod entschieden hatte.

Sobald ganz Arabien wieder unterworfen war, begannen die großen Eroberungskriege. Gewiß war es zweckmäßig, die eben bezwungenen Wüstenstämme auf ein auswärtiges Ziel zu lenken, bei welchem sie ihre Beuteluft im großen Stil befriedigen, ihren kriegerischen Sinn bewahren und sich zugleich in Anhänglichkeit an den neuen Glauben stärken konnten. Aber ich glaube nicht, daß hauptsächlich kühle politische Erwägungen diese Unternehmungen veranlaßt haben. Muhammed selbst hatte ja Heerzüge in's römische Gebiet gesandt und dadurch seinen Nachfolgern den Weg vorgezeichnet. Ihm nachzugehen entsprach dem innersten Wesen des jugendlichen, im Waffengekümme groß gewordenen Islāms. Sicher wußten die Beduinen herzlich wenig vom Korān, aber auf solche Naturkinder macht der Erfolg den tiefsten Eindruck. Der Glaube, der sie Alle unterworfen hatte und der sie jetzt zum Sieg und zur Beute führte, mußte der wahre sein; daran zweifelte bald Keiner mehr. Wenn die Nomaden unter den Arabern auch von Haus aus wenig religiöse Bedürfnisse haben, so liegt doch

gerade in ihnen, als den unverfälschtesten Semiten, tief die Anlage zu religiöser Gesinnung, und die einfache, ihren Neigungen entsprechende, ihrem Selbstgefühl schmeichelnde Religion nahm sie bald ganz in Besitz. Die frische Kraft der neuen Religion und der kriegerische Sinn des zum ersten Mal geeinigten arabischen Volkes unter dem klugen, zielbewußten, gewaltigen Omar (634—644) und großen Feldherrn errangen in kurzer Zeit gegen Römer und Perser Erfolge, von denen sich Muhammed noch nichts hatte träumen lassen. Zu erklären ist diese ungeheure Umwälzung trotz alledem nicht leicht. Freilich waren beide Reiche in Verfall. Durch den Krieg, welchen sie in den drei ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts mit einander geführt hatten, waren sie gerade damals furchtbar geschwächt. Das persische Reich, das nach langen Siegesjahren zuletzt überwunden war, hatten noch dazu vor und nach dem Friedensschluß entsetzliche Thronstreitigkeiten zerrüttet. Aber Byzanz und Persien verfügten doch über wirkliche Soldaten mit regelmäßiger Bewaffnung und Heeresordnung. Die Traditionen römischen Kriegswesens waren noch nicht ganz verloren, und die Perser hatten noch ihre gefürchteten Panzerreiter, vor denen auch in besseren Zeiten manchmal Roms Heere geflohen waren. Die Bezwingung der festen Städte mußte den Arabern doch mindestens eben so schwer werden, wie den von Natur weit kriegerischeren Gothen und Hunnen. Dazu war Persien, als der Hauptangriff auf sein Gebiet geschah, gerade wieder in einer festen Hand. König war allerdings ein Knabe, Jazdegird III.; aber die Macht und die Führung des Heeres hatte ein energischer und tapferer Mann, Rustam, das Haupt eines der ersten reichsfürstlichen Häuser. Wie konnten diese schlechtbewaffneten Araber, die nach Stämmen und Geschlechtern, nicht nach eigentlichen militärischen Abtheilungen gegliedert fochten und unter Führern standen, welche nie disciplinirte Heere sich gegenüber gehabt hatten, wie konnten sie den Rustam und seine gewaltigen Scharen niederwerfen (636), bald darauf die feste Hauptstadt Ktesiphon einnehmen (637) und wenige Jahre später in der Entscheidungsschlacht bei Nehawend (640, 641 oder 642) das Reich selbst zum Fall bringen? Die Araber erklären sich freilich dies Alles sehr einfach: „Gott nahm den Unbeschnittenen den Muth“, „Gott schlug die Perser“, „Gott tödtete den Rustam“. Wir können in solchen Worten, die ganz an das Alte Testament erinnern, nur sehen, welche Kraft gerade eine recht rohe religiöse Ueberzeugung gibt. Fast noch wunderbarer sind die Eroberungen auf römischem Gebiet. Der damalige Kaiser Heraklius war gewiß der bedeutendste Mann, der seit Constantin und Julian das Reich beherrscht hatte. Er war ein kluger Diplomat, ein sehr tüchtiger Feldherr und geradezu verwegener Kriegsmann. Wie war es möglich, daß eben er die Länder, welche er den Persern wieder abgenommen hatte, den Wüstenföhnen einräumen mußte? Wir kennen allerdings noch einige Umstände, welche den Arabern die Eroberungen erleichterten. Die meisten Bewohner Syriens und fast alle Aegyptier waren monophysitische Christen und hatten als solche von den „rechtgläubigen“ Byzantinern viel Bedrückung erlitten; sie leisteten also den Arabern gelegentlich Vorschub, zumal sie sich von ihnen Linderung des Steuerdruckes versprechen mochten. Auch die syrischen Nestorianer, welche in den reichsten Ländern des persischen Reichs, denen am Tigris und am unteren Euphrat, wohl die Mehrzahl der Einwohner bildeten, werden den Arabern eher günstig gewesen

fein als den Persern. Aber große Wichtigkeit hat man für diese Eroberungen den Sympathien und Antipathien der unkriegerischen Bauern und Städter kaum beizulegen. Wichtiger ist vielleicht, daß sich die zahlreichen Araberstämme, welche unter römischer und unter persischer Hoheit standen, obwohl größtentheils dem Namen nach Christen, bald nach den ersten Siegen fast alle den Muslimen scheinen angeschlossen zu haben. Man kann die Erklärungsgründe noch vermehren, aber immer bleibt die Erscheinung überaus räthselhaft. Redensarten von dem morschen Zustande der beiden Reiche und der Jugendkraft der Muslime genügen dem nicht, welcher die concreten Verhältnisse in's Auge faßt.

Omar, der nach Abū Bekr's nur zweijähriger Herrschaft Muhammed's Nachfolger oder „Stellvertreter“ (Chalifa) ward und zuerst den Titel „Fürst der Gläubigen“ (Emir al-müminin) annahm, richtete einen vollkommen religiös-militärischen Staat ein. Die Araber, das Volk Gottes, wurden ein Herren- und Kriegervolk. Die Satzungen der Religion wurden streng gehandhabt; der Chalif selbst lebte so einfach wie der Geringste seiner Unterthanen. Aber die unermessliche Beute und die Steuern der Unterworfenen boten die Mittel dar, jedem Araber einen hinreichenden Sold zu geben. Dieser Sold, dessen Betrag nach bestimmten Rängen abgestuft war, und an dem auch Frauen und Kinder Theil nahmen, wurde mit dem Wachsen der Einnahmen erhöht. Denn man ging von dem Grundsatz aus, daß alles von den Feinden und den Unterjochten Erworbenene den Muslimen insgemein gehöre und daher das, was nach Abzug der gemeinsamen Ausgaben übrig bleibe, getheilt werden müsse. In den eroberten Ländern sollten aber die Araber keinen Grundbesitz erwerben, sondern nur Heerlager bilden. Es war schlimm für den Islām, aber ein Glück für die Welt, daß sich diese communistisch-militärische Verfassung nicht lange aufrecht erhalten ließ, da sie nun einmal gegen die Natur des Menschen verstößt und dazu die Einnahmen nicht immer so reichlich flossen, um Jedem einen auskömmlichen Sold zu geben. Auch der Grundsatz, daß die Neubekehrten fremder Nationalität den Arabern gleich gestellt werden sollten, war noch nicht gut durchzuführen: der aristokratische Sinn der Araber lehnte sich lange dagegen auf, die vom Islām geforderte Gleichheit aller seiner Befenner zur Wahrheit zu machen.

Unter Omar's Nachfolger Othmān (644—656) wurden die Eroberungen zwar noch mächtig weiter ausgedehnt, aber der rein kriegerische Charakter des Staates doch schon abgeschwächt, indem es den Arabern erlaubt ward, in den eroberten Ländern Grundbesitz zu erwerben: der Guts herr und der Bauer sind natürlich nicht so geneigt, in die weite Ferne auf Eroberungen auszuziehen, als der bloße Soldat. Die wenigstens relative Gleichheit des Einkommens wurde auf's Aergste verlegt durch die Verleihung von Kron domänen an einzelne hervorragende Männer. Mit unerbittlicher Consequenz vollzog sich dann bald die Umwandlung des religiösen Staates in einen weltlichen. Freilich stand auch dieser immer noch in engster Beziehung zur Religion — in viel engerer als irgendwo der sog. christliche Staat der Neuzeit —, aber die Versuche, das Reich des Islāms wieder auf eine rein religiöse Grundlage zu stellen, schlugen fehl.

Eine Erbfolge in der Herrschaft gab es nicht. Abū Bekr war, wie wir sahen, von den angesehensten Mekkanischen Gefährten des Propheten zu dessen

„Stellvertreter“ gewählt. Dieser hatte den Omar lektwillig zu seinem Nachfolger ernannt, der seine rechte Hand und auch neben Abū Bekr selbst der vertrauteste Freund und Rathgeber des Propheten gewesen war. Omar, der das Ideal eines muslimischen Herrschers darstellte, fand offenbar keinen seiner Genossen der Herrschaft ganz würdig. Er verfügte daher, daß nach seinem Tode fünf von den angesehensten alten Freunden Muhammed's darüber entscheiden möchten, wer von ihnen sein Nachfolger werden sollte. Nach langen Verhandlungen einigte man sich auf Othmān. Dieser war allerdings einer der Allerersten gewesen, die Muhammed als Propheten anerkannten, und hatte nach einander zwei Töchter desselben zu Frauen gehabt; aber er gehörte zu den Omaiaden, einem der hervorragendsten Geschlechter im vorislamischen Mekka, dessen Haupt, Abū Sufjān Jahre lang den Kampf gegen Muhammed und die Medineser geleitet hatte. Die Vorliebe für die Geschlechtsgenossen steckt jedem echten Araber tief im Blut; auch der Prophet war davon nicht frei. Omar, der in vieler Hinsicht ein consequenterer Vertreter des Islāms war als Muhammed, ließ sich allerdings nicht den geringsten Nepotismus zu Schulden kommen, aber Othmān war ein schwacher Mann; er begünstigte seine Vettern übermäßig, und in Kurzem war eine Reihe der wichtigsten und einträglichsten Stellen in den Händen von Omaiaden, zum großen Theil tüchtigen, aber sehr weltlich gesinnten Leuten. Der gute Othmān war sich dabei gar nicht bewußt, etwas Unrechtes zu thun; aber viele seiner Unterthanen sahen die Sache anders an. Die gerechte Entrüstung einiger strengen Muslime, der tumultuarische Sinn des großen Haufens und besonders auch die Hezereien dreier von jenen fünf Männern, welche nach Omar's Tode das Wahlcollegium gebildet hatten, Alī's, Talha's und Zubair's<sup>1)</sup>, sowie Ušā's, der ränkevollen Lieblingsgattin des Propheten, verursachten einen Aufstand, in welchem der greise Othmān getödtet wurde (17. Juni 656). Diese schwere That war ein böses Vorbild vieler späterer Schreckensscenen, der Beginn von blutigen Bürgerkriegen und folgenreicher Spaltungen. Die Mörder Othmān's riefen den Alī zum Chalifen aus; auch Talha und Zubair erkannten ihn an, brachen aber bald ihr Wort und traten ihm im Verein mit Ušā entgegen. Diese Feinde warf Alī nieder, aber schon hatte sich ein bedeutenderer Widersacher gefunden, der kluge Moāwija, der Sohn des eben genannten Abū Sufjān, der seit langer Zeit Statthalter von Syrien war und dies Land wie ein Fürst beherrschte. Mehrere Jahre lang wurde mit Erbitterung gefochten. Moāwija trat als Rächer seines Veters Othmān auf, wozu er als mächtiges Haupt der Familie nach alt-arabischen Anschauungen unzweifelhaft berechtigt, ja verpflichtet war; auch der Islām hatte diese Auffassung nicht abgeschafft. Aber auf die Nachfolge des Propheten konnte allerdings der Sohn des Mannes, unter dessen Leitung die Heiden am Ohod und im Grabenkampfe gegen jenen gefochten hatten, keinen anderen Anspruch machen, als die unbedingte Anhänglichkeit seiner Truppen und die Ueberlegenheit seines Geistes. Auch Alī hatte kein Erbrecht, und die Proclamation durch die Mörder Othmān's war ein sehr zweifelhafter Rechtstitel; aber als Vetter, Liebling, Adoptiv- und Schwiegerjohn Muhammed's durfte er immerhin

<sup>1)</sup> In den orientalischen Namen setze ich immer *z* für den weichen, *ʃ* für den harten Zischlaut.

eher für den Vertreter der religiösen Interessen gelten als Moawija, an dem übrigens der alternde Prophet gleichfalls Wohlgefallen gefunden zu haben scheint. Die überzeugungstreuen Muslime traten denn auch meistens auf Ali's Seite, vor Allen die Medinenser, die selbst oder deren Väter einst Muhammed's Schlachten geschlagen hatten und die nun von den lauen Muslimen aus Mekka immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurden. Die Hitze des Streites brachte zuerst die Anfänge der Anschauung hervor, daß Ali ein göttliches Recht auf die Herrergewalt habe und daß eigentlich auch Abū Bekr, Omar und Othmān Usurpatoren gewesen seien. Die so denken, sind die eigentlichen Schiiten, die „Anhängerschaft“ (schia) Ali's. Die große Mehrzahl der Muslime erkennt dagegen zwar Ali's Recht gegen Moawija an, hält aber die drei ersten Chalifen für durchaus rechtmäßig. In jenem Kampfe selbst haben übrigens auch viele gute Muslime zu Moawija gestanden; ebenso finden wir solche auf Seiten seiner Nachfolger aus seiner Familie, während nach deren Sturze allerdings selten mehr ein Muslim gefunden wird, der Moawija's Auftreten gegen Ali rechtfertigen möchte. In jenen Wirren trat nun aber auch noch eine neue, ganz radicale Partei auf, die allen Prätendenten das Recht abstritt und nur „dem Besten“ die Herrschaft zuerkannte. Diese Leute, die Chāridschiten (Chawāridsch „die Ausziehenden“), bildeten allerdings einen Grundgedanken des Islāms bis zur äußersten Spitze aus; sie hatten gewissermaßen Recht, aber auf solche Principien läßt sich kein Staat gründen, am wenigsten im Orient. Es waren Fanatiker, welche ihre Anschauungen mit der wildesten Energie durchzusetzen suchten und zum Theil eine bewunderungswürdige Ueberzeugungstreue bewährten; sie haben aber nur entsetzliches Elend verursacht und Nichts geschaffen. — Der Streit um das Chalifat ist längst, längst gegenstandslos geworden; aber noch immer spaltet er die muslimische Welt. Die geschichtliche Ueberlieferung über ihn ist sehr reich, aber vielfach parteiisch gefärbt. Sie ist dem Ali allzu günstig und zeigt den Moawija nicht ganz in seiner Bedeutung. Sie läßt natürlich auch nur schwer erkennen, daß diese Kämpfe im Grunde doch nur der Streit um die Beute und eine anders gewandte Aeußerung desselben wildkriegerischen Sinnes sind, der kurz vorher Römer und Perser überwunden hatte. In älterer Zeit beurtheilte man aber oft noch etwas klarer, wie viel menschliche Leidenschaft, zum Theil recht niederer Art, bei diesen Bürgerkriegen wirksam war, trotz aller religiösen Schlagworte. Einem wahrhaft frommen Muslim mußte es ja schwere Bedenken erregen, zu sehen, wie unwürdig sich z. B. Talha, Zubair, Ašīcha und im Grunde auch Ali benommen hatten, während doch der Prophet ihnen Allen längst vorher versprochen haben sollte, daß sie in den Himmel kommen würden.

Ali war ein sehr tapferer Mann, vielleicht auch ein Feldherr, aber ohne rechte Einsicht, durchaus nicht zum Herrscher geboren. Er fiel (22. Januar 661) durch den Dolch eines von drei Chāridschiten, welche sich verschworen hatten, die beiden Nebenbuhler und Amr, den mächtigen Statthalter von Aegypten, aus dem Wege zu räumen, um so eine freie Wahl möglich zu machen; die Anschläge auf Moawija und auf Amr mißlingen aber. Jene Bluttthat enthob den Ali der Demüthigung, noch selbst erleben zu müssen, wie dem klugen Omaiaden Alles zufiel. Nach dem Tode des Nebenbuhlers war die Bahn frei: Moawija

nahm den Titel „Chalifa“ an. Der unfähige Sohn Ali's, Hasan, unterwarf sich ihm ohne viel Sträuben gegen eine leidliche Abfindung. Der Statthalter von Syrien, der jetzt allgemein als Fürst der Gläubigen anerkannt ward, bewies gegen die strengen Muslime alle Rücksicht; er trat äußerlich ganz als geistlicher Fürst auf, predigte z. B. Freitags in der Moschee wie der Prophet und die früheren Chalifen und wie es auch die Statthalter und Feldherren thaten: aber er war dennoch ein weltlicher Herrscher. Seine und seines Hauses Stütze waren „die Leute von Syrien“, d. h. nicht etwa die alten Einwohner des Landes, sondern die dort angesiedelten arabischen Truppen. Die Omaiaden mußten daher auch Damascus, den wichtigsten Ort Syriens, als Hauptstadt behalten, obwohl es keinen religiösen Nimbus hatte wie Medina, die Residenz des Propheten und seiner ersten Nachfolger, und zu weit nach Westen gelegen war, um von dort aus die Ländermassen im Osten gut zu überwachen. Die von Moawija gegründete Herrschaft der Omaiaden hatte manchen Sturm zu bestehen. Die unfirchliche und gar frivole Haltung einiger von ihnen erbitterte die Gläubigen und ermutigte verschiedenartige Prätendenten, sowie die wilden Chäridschiten immer wieder zu Aufständen. Solche Erhebungen führten dann zu blutiger Unterdrückung; Truppen der omaijadischen Chalifen entweihten zweimal die heilige Stadt Mekka (683 und 692), und die widerspenstigen Söhne und Enkel der treuesten Kämpfer Muhammed's, der Medinenser, wurden von den Soldaten Jazid's, des Sohnes Moawija's, in ihrem Heimathsorte, der Stadt des Propheten, niedergemehelt (28. August 683). Gegen eben denselben Chalifen, einen entschieden irreligiösen Mann, hatte sich auch der zweite Sohn Ali's, Husain, erhoben. Der Aufstand war, wie die meisten Alidischen, kopflos begonnen und weiter geführt und wurde mit leichter Mühe niedergeschlagen. Scheinbar war es gar kein wichtiges Ereigniß: aber wie die Menschen eine Sache auffassen, ist oft viel wichtiger als die Sache selbst. Schon auf die Zeitgenossen machte es einen tiefen Eindruck, daß so der Enkel des Propheten von den Schergen des gottlosen Chalifen umgebracht und sein blutiges Haupt (nach gemeinorientalischer Sitte) zur Schau gestellt war. Der unbesonnene Rebell Husain verwandelte sich in den Augen frommer Muslime in einen Märtyrer, und seine Glorie wuchs mit der Zeit. Der Ruf „Rache für Husain!“ hat wesentlich zum Sturze des Omaiadenthrones beigetragen. Noch heute begehen die Schiiten den Todestag Husain's als ein Trauerfest, welches ihnen immer wieder tiefe Rührung und wilde Wuth erregt; noch heute ist ihnen Kerbelâ, wo er am 12. October 681 fiel, eine Stätte, fast so heilig wie Mekka und Medina. Auch die nichtschiiitischen Muslime erkennen in Husain einen heiligen Blutzeugen und halten den leichtlebigen Jazid für das schwärzeste Scheusal. — Wenn die Herrschaft der Omaijadischen Chalifen durch die Feindschaft der strengen Muslime gefährdet ward, so schadete ihr vielleicht noch eben so viel der religiöse Eifer des einzigen wirklich frommen Mannes unter ihnen, des äußerst braven, aber beschränkten Omar II. (717–720), welcher nach Kräften den Korân zur Ausführung bringen und die Verfassung Omar's wiederherstellen wollte, natürlich aber nur große Desorganisation bewirkte.

So bedeutende Fürsten unter den Omaiaden waren, das Reich konnte zu keiner Festigkeit gelangen. Sie mußten fallen, als sie selbst und da=



mit die syrischen Truppen, auf die sie sich allein hatten stützen können, unter einander in Zwist geriethen und ein neuer, geschickterer Bewerber auftrat, die Familie der Abbāsiden. Die Abkömmlinge von Muhammed's Oheim Abbās, der erst bei der Einnahme Mekka's zum Islam bekehrt worden war und nie eine besondere Rolle gespielt hatte, lebten lange in Verborgenheit. Jetzt aber wußten sie sich den großen Apparat, den sich die Uiden zur Unterwühlung des Reiches geschaffen, nutzbar zu machen. Zweideutige Parolen, wie „das Recht des Hauses Hāschim“, welchem sowohl Abbās wie Ali angehörten, „das Recht der Familie des Propheten“, wobei man ebensowohl an den Oheim wie an den Better und Sidam denken konnte, spielten da eine Hauptrolle; auch war die Rede von einer angeblichen Uebertragung des Erbrechtes durch einen Uiden an die Abbāsiden. Es gelang den Häuptern dieser Familie, einen großen Theil der Truppen im entlegenen Ostpersien (Chorāsān) für sich zu gewinnen, welche von Damascus aus nicht in fester Zucht gehalten werden konnten. Diese Truppen bestanden meist aus Persern, die zwar zum Islam bekehrt, aber gegen die Araber nichts weniger als freundlich gesinnt waren; so auch ihr Führer, der gewaltige Abū Muslim. Auch die dortigen Araber hatten gewiß viel persisches Blut in den Adern und viel persische Anschauungen aufgenommen. Nach schweren Kämpfen siegten die Abbāsiden (750). Nur wenige Mitglieder des gestürzten Hauses entrannten dem entsetzlichen Blutbade. Einem von diesem glückte es aber, sich nach manchen Irrfahrten im fernen Spanien ein Reich zu gründen. Dort haben Omaiaden, die sich Anfangs bloß „Söhne der Chalifen“ nennen ließen, später aber den Chalifentitel selbst annahmen, noch lange ruhmreich geherrscht.

Der Sieg der Abbāsiden machte dem rein arabischen und somit dem rein semitischen Staate ein Ende; es war zum großen Theil eine Reaction des persischen Elementes und eine Wiederherstellung der alten asiatischen Großreiche, deren Gefüge doch wenigstens etwas fester war. Nicht von ungefähr war es, daß gleich Anfangs der Sitz der Regierung dahin verlegt wurde, wo ihn die Achämeniden, Arsaciden und Sāsāniden gehabt hatten, in die Ebenen am unteren Euphrat und Tigris. Da erhob sich die stolze Chalifenstadt Bagdad. Die Abbāsiden betonten äußerlich die Religion mehr als die Omaiaden, aber sie waren ebenso weltlich gesinnt. Dazu tritt bei ihnen vielfach ein sehr unerfreulicher Zug von Unredlichkeit zu Tage; waren sie doch nur durch eine grobe Täuschung auf Kosten der Uiden zur Herrschaft gelangt. Aber die ersten Generationen dieser Familie weisen mehrere sehr bedeutende Herrscher auf. Vor Allen ist der zweite, Mansūr (754—775) einer der größten, freilich auch einer der ruchlosesten Fürsten, die je ein großes Reich gelenkt haben. Er hat alle Aufstände der um ihr vermeintliches Erbe betrogenen Uiden unterdrückt, die Heerführer in strengem Gehorsam gehalten oder, wenn nöthig, beseitigt, für gute Verwaltung gesorgt und das Reich auf eine feste Grundlage gestellt. Unter seinem Enkel Hārūn arrāschid (786—809) hat das Chalifat unstreitig seine schönste Glanzzeit gehabt. Damals gehorchten dem Chalifen fast alle Länder vom Jaxartes und Indus bis zu den Säulen des Hercules. Die Araber hatten aufgehört, die Stütze des Reiches zu sein, aber die arabische Sprache hatte sich weithin ausgebreitet; sie war die Sprache der Religion, des Reiches, der Poesie und der neu erstehenden Wissenschaft. Am Tigris erblühte eine Cultur,

glänzender als unter den tüchtigsten Sāsāniden. Syrien und seine Nachbarländer befanden sich in besseren Verhältnissen als seit langer Zeit. Freilich war die Verwaltung nach unseren Begriffen gewiß recht mangelhaft; aber für den Orient hat man in der Hinsicht einen bescheidenen Maßstab anzulegen. Die christliche Bevölkerung war in Masse zum Islām übergetreten. Der Wunsch, den Siegern rechtlich gleich zu stehen und weniger Steuern zu zahlen, war dazu gewiß ein sehr mächtiger Antrieb, aber nicht minder die Ungemeßtheit des Islāms für orientalische Bauern und Kleinbürger, zumal sich ja Gott durch den Erfolg selbst für ihn erklärt hatte. Die christlichen Kirchen des Orients haben niemals anhaltenden Eifer darauf verwandt, ihre Angehörigen zu erziehen und geistig zu heben; ihnen kam es immer mehr auf die Außerlichkeiten des Cultus, auf die Glaubensformeln und auf die Verdammung der Ketzer an. Man beachte besonders, daß auch die Mehrzahl der ostsyrischen Christen, der Nestorianer in den Tigrisländern, deren Väter durch die blutigen Verfolgungen der persischen Könige nicht zum Abfall gebracht werden konnten, zum Islām übergetreten ist. Vielleicht ist dabei auch der Umstand von Einfluß gewesen, daß die Christen durch Annahme des priesterlosen Islāms von der Bevormundung und dem Druck ihres Clerus frei wurden. Im Ganzen haben Syrer, Kopten und andere orientalische Christen bei diesem Glaubenswechsel geistig nicht viel verloren. Allerdings hat der Islām manche alte Kulturverbindung abgeschnitten, dafür aber auch manche Keime neu geweckt. Directer Zwang zum Uebertritt ist nur sehr selten angewandt. Meistens war es den Machthabern sogar recht unangenehm, wenn die Christen scharenweise den Islām annahmen, denn dadurch wurden sie die schwersten Steuern los und wurden somit die Staatseinnahmen in empfindlicher Weise geschmälert. Auch wurden die Christen nicht systematisch mißhandelt. Freilich mußten sie sich manche Bedrückung und Verhöhnung gefallen lassen; die großen und kleinen Herren, die schon von ihren muslimischen Unterthanen gern so viel erpreßten als sie konnten, fanden erst recht keine Veranlassung, die Ungläubigen zu schonen. Das ist nun aber einmal orientalische Weise überhaupt. Zanken durften sich die verschiedenen christlichen Kirchen nach wie vor, aber ernstlich verfolgen konnten sie einander nicht mehr. Jedenfalls lebte man leichter als Christ im Chalifenreich denn als christlicher Ketzer im byzantinischen. Aehnlich wie die Lage der Christen in den westlichen Ländern war die der Anhänger der alten persischen Religion im Osten, nur daß ihre rechtliche Stellung nicht so fest durch unzweideutige Korānstellen gesichert war. In einigen persischen Ländern scheint schon früh ein massenhafter Uebertritt zum Islām vorgekommen zu sein, während sich in anderen, namentlich in der eigentlichen Persis, der nationale Glaube lange sehr zäh erhielt.

Das Sinken des Abbāsīdischen Chalifats beginnt mit dem berühmten Māmūn (813—833). Hārūn hatte thörichterweise das Reich lehtwillig unter seine Söhne Amin und Māmūn getheilt, so jedoch, daß Jener Souverän und Chalif sein sollte. Natürlich führte das zu einem Bruderkriege. Nach furchtbaren Kämpfen verlor der unfähige Amin, der von väterlicher wie von mütterlicher Seite ein Urentel Mansūr's war, Thron und Leben durch die chorāsānischen Truppen Māmūn's, den eine persische Sklavin geboren hatte. Das war ein neuer Sieg des Perserthums über das Araberthum. Durch diese Ereignisse, denen

noch weitere Wirren folgten, erlangten die Statthalter, welche die Heere ihrer Provinzen führten, und die Befehlshaber der Soldtruppen zum Theil eine bedenkliche Macht. Tahir, dem Māmūn hauptsächlich seine Erfolge verdankte, gründete sich ein, nur in loser Abhängigkeit vom Chalifen stehendes, Fürstenthum in der wichtigen Provinz Chorāsān und vererbte es auf seine Nachkommen. Māmūn verstand es eben nicht, seine siegreichen Heerführer in ihre Schranken zu weisen oder aber zu vernichten, wie einst Mansūr. Daß er durch Gewissensbedenken daran verhindert sein sollte, wird man nicht glauben, wenn man sein Verfahren gegen den Aliden Mūsā beobachtet. Um die noch immer mächtige schiitische Partei zu gewinnen, machte er nämlich dieser große Concessionen und that — schwerlich im Ernst — Schritte, jenem Mūsā die Thronfolge zuzuwenden. Als er dabei aber auf den energischen Widerstand seines eigenen Hauses und der eigentlichen Anhänger desselben stieß, beseitigte er den armen Prinzen heimlich. Māmūn hatte viel Sinn für Kunst und Wissenschaft und begünstigte die Uebersetzung griechischer wissenschaftlicher Werke in's Arabische. Aber dabei hatte er eine unglückliche Vorliebe für theologische Streitigkeiten.

Die Chalifen stützten sich fortan auf große Scharen von Söldnern aus fernen Ländern, namentlich türkischen; deren Führer waren die eigentlichen Herren des Reiches, sobald sie sich ihrer Macht bewußt wurden. Wie sehr der stolze Bau des Abbāsiden Chalifats unterhöhlt war, zeigte sich auf einmal in fürchterlicher Weise, als der Chalif Mutawakkil auf Betrieb seines Sohnes von seinen Dienern ermordet und der Vatermörder Muntasir auf den Thron gesetzt ward (11. December 861). Jetzt war es um die Macht der Chalifen geschehen. Sie wurden der Spielball ihrer rohen Krieger. Die entfernteren Provinzen waren factisch unabhängig, oft selbst die benachbarten. Die Fürsten erkannten den Chalifen allerdings formell als ihren Souverän an, setzten seinen Namen auf ihre Münzen und ließen ihn an erster Stelle im Kirchengebet nennen; aber das waren Ehren ohne rechten Werth. Freilich haben einige Chalifen wieder wirkliche Macht erworben, aber dann nur als Beherrscher eines kleinen Staates. Theoretisch hielt man an der Fiction des islāmischen Gesamtreiches fest, aber dieses bestand längst nicht mehr. Die Namen Chalif, Fürst der Gläubigen, Imām flößten immer noch einige Ehrfurcht ein; die theologischen Rechtslehrer verlangten, daß der Chalif wenigstens in geistlichen Sachen überall regieren und die Richterstellen besetzen solle: aber war schon theoretisch seine Stellung lange nicht die des Papstes, so war sie in Wirklichkeit gar nicht damit zu vergleichen. Der Chalif ist nie das Haupt einer wahren Hierarchie gewesen; der Islām kennt ja kein Priestertum, auf das er sich hätte stützen können. Im zehnten Jahrhundert erkämpften sich die Buiden, drei Brüder, die als arme Reiseläufer aus dem kaum zum Islām bekehrten Gilān (Südwest-Ecke des Kaspiischen Meeres) ausgezogen waren, die Herrschaft über weite Länder und über Bagdad selbst. Sie und ihre Nachkommen waren Schiiten und begünstigten eifrig ihre Glaubensgenossen. Sie dachten sogar daran, statt der Abbāsiden Abkömmlinge Alī's auf den Chalifenthron zu erheben und unterließen das nur, weil sie fürchteten, ein Alidischer Chalif möchte auf ihre schiitischen Soldaten eine zu große Autorität ausüben und sich von ihnen unabhängig machen, während sie dieselben gegen die

Abbäsidsche Puppe auf dem Stuhle Mansûr's zu jedem beliebigen Gewaltacte gebrauchen konnten.

### III.

Jene Zeit sah überhaupt zum ersten Mal große Erfolge der Schiiten. Aus der ursprünglich politischen Partei war allmählig eine Secte oder vielmehr eine Reihe von Secten hervorgegangen. Die Lehre vom göttlichen Recht Ali's und seiner Nachkommen hatte sich unter fremden, christlichen und persischen, Einflüssen zu einer ganzen oder halben Vergötterung gesteigert. Im Anfang der Abbäsidenzeit lehrten Einige schon, daß Ali geradezu Gott sei, und wenn die meisten Schiiten das auch mit Entrüstung verwarfen, so glaubten sie doch an eine übernatürliche, göttliche Erleuchtung Ali's und seiner Nachfolger, der „Imäme“, oder geradezu daran, daß Gottes Geist von einem zum anderen übergehe. Man träumte schon um 750 von der messianischen Wiederkehr eines der jetzt entrückten Imäme und verfluchte den Namen Abû Bekr's, Omar's und Aîschä's ärger als den der Omajjaden. Man verließ hier wie in anderen Stücken geradezu den Boden des Islams; natürlich verbarg man sich das aber selbst, indem man das heilige Buch allegorisch umdeutete und der, allerdings vielfach verfälschten, Tradition („Sunna“) der Rechtgläubigen („Sunniten“) eine noch viel mehr verfälschte eigne Sunna entgegenstellte. Uebrigens führen vom einfachen, noch wesentlich islämischen, Schiitismus manche Verbindungsglieder bis zu den seltsamsten heidnischen Secten hinüber, als deren Ausläufer noch heute z. B. die Druzen und die Rosairier existiren. Das erste wirklich schiitische Großreich war das der Fätimidischen Chalifen, gestiftet (gegen 910) von Obaidalläh, einem wirklichen oder angeblichen Sprößling Ali's. Er verstand es vortrefflich, die Leichtgläubigkeit der Berbern zu benutzen, um Herr über weite Länder in Nordafrika zu werden. Seine Verbindungen reichten aber weit nach Asien hinein. Er und seine Nachfolger ließen es sich gefallen, von ihren intimen Anhängern als überirdische Wesen betrachtet zu werden. Ein Hofdichter sagt (um 970) von dem Fätimiden, dem er dient, Dinge aus, welche der wahre Muslim höchstens vom Propheten selbst kann gelten lassen. So begreift man es einigermaßen, daß Einer von ihnen, und zwar der geradezu verrückte Hâkim (996—1021) von den Druzen als Gott verehrt wird. Während sich die Fätimiden aber in ihrem eigentlichen Reiche, in welchem die Schiiten wohl nur die Minderheit bildeten, einige Reserve aufserlegen mußten, ließen sie ihren Parteigenossen anderswo freie Hand. Die Karmaten in Arabien benutzten die Plünderungssucht der Beduinen zu ihren Zwecken, bedrohten den Sitz der Abbäsiden, überfielen die Pilgerkarawanen, drangen endlich sogar in Mekka ein während des Pilgerfestes, richteten ein fürchterliches Gemetzel an und entführten den schwarzen Stein der Kaaba (930). Das war der offene Bruch mit dem Islâm, der Fätimidische Chalif desavouirte die Karmaten, aber sie hatten doch auf seine Weisung gehandelt, wie sie später (951) auf Weisung seines Nachfolgers den heiligen Stein gegen schwere Zahlung wieder zurückgaben. Nachdem die Fätimiden Aegypten wieder erobert hatten (969), waren sie die mächtigsten Fürsten des Islams, und es schien zuweilen, als wäre es auch äußerlich mit den Abbäsiden vorbei. Dazu regierten sie im Allgemeinen vortrefflich und brachten Aegypten zu großer Blüthe. Endlich verfielen aber auch sie dem gemeinen Geschick morgenländischer Dynastien; die

Abbásiden erlebten den vollständigen Fall dieser ihrer schlimmsten Rivalen (1171) und genossen noch fast ein Jahrhundert lang das harmlose Vergnügen, auch in Aegypten im Kirchengebet als Fürsten der Gläubigen genannt zu werden. Schiitische Chalifen hat es von da an nicht wieder gegeben.

Für die Geschichte der islámischen Völker sind die politisch-religiösen Streitigkeiten, welche sich um das Recht auf das Chalifat drehen, bei Weitem die wichtigsten. Daneben gab es aber eine Menge rein dogmatischer Kämpfe. Vor Allem bewegte auch den Islám die alte und ewig neue Frage, ob und wie weit der Mensch in Bezug auf seine Absichten und Handlungen frei oder determinirt sei. Der Korán lehrt im Allgemeinen einen ziemlich groben Determinismus. Gott bewirkt nach ihm Alles, auch die Gesinnung der Menschen; er leitet, wen er will, und führt, wen er will, in die Irre. Aber schon sehr früh nahmen einige fromme Männer Anstoß an dem grausamen Gedanken, daß Gott so von vornherein eine Menge Menschen zur Sünde und zu ewiger Höllequal bestimmt habe. Sie konnten nur dann Gottes Gerechtigkeit anerkennen, wenn er den Menschen die Freiheit der Wahl zwischen Gutem und Bösem lasse und die Vergeltung je nach dem Ausfall der Wahl bestimme. Sie fanden gerade im Korán Anhaltspunkte für ihren Glauben; denn Muhammed, der nichts weniger als ein consequenter Denker war, hat in seinen Offenbarungen auch gar oft den Menschen als frei aufgefaßt. Ein populärer Religionslehrer wird ja, wenn er auch zum Determinismus neigt, unwillkürlich immer wieder veranlaßt, die Zuhörer in solcher Weise zum Glauben und zur Tugend aufzufordern, als hätten sie ihre freie Selbstbestimmung. Die Leute, welche so lehrten, nannte man Kadariten. Schon sie mögen nicht ganz frei von christlichen Einflüssen gewesen sein. Systematischer verfahren ihre Nachfolger, die Mutazila d. i. „Dissidenten“. Diese bildeten eine stark rationalistisch angehauchte Schule, die mit Hilfe der griechischen Dialektik, welche den Arabern durch Vermittelung der Syrer Anfangs in spärlichem, später in reichem Maße bekannt ward, die rechtgläubigen Gegner zur Verzweiflung brachte. Mit besonderem Eifer widersetzten sie sich auch dem Satze, daß der Korán ungeschaffen sei. Dieses Dogma ist früh aufgetaucht, sicher unter Einfluß der christlichen Lehre vom ewigen Worte Gottes, aber in offenbarem Widerspruch gegen die Grundsätze des Koráns selbst. Die Offenbarung ward angesehen als Gott inhärend und somit gleich ewig wie er, und der Begriff der Offenbarung ward dann geradezu auf das geöffnete Buch ausgedehnt. In diesem Punkte waren die Mutazila im Grunde die Rechtgläubigen; es konnte aber nicht fehlen, daß Einige in der Hitze des Gefechts weiter gingen und vom Korán überhaupt etwas geringer dachten, als es einem Muslim zusteht. Der schöne Anfang eines wahren Fortschritts, der hierin lag, mußte aber im Islám gar bald gehemmt werden. Die Schule der Mutazila hätte überhaupt kaum je größere Bedeutung gewonnen, wenn sie nicht von einigen der früheren Abbásiden begünstigt wäre. Besonders nahm Mámún mit großem Eifer Partei für die Lehre, daß der Korán geschaffen sei. Daß er aber in dieser Hinsicht nicht etwa als „freisinnig“ zu bezeichnen ist, ergibt sich daraus, daß er über die Theologen, welche sich offen zu der damals schon allgemein geltenden, entgegengesetzten Lehre bekannten, schwere Strafen verhängte. So auch seine Nachfolger bis auf Mutawakkil, der die Sache umkehrte und die

Ungeſchaffenheit des Koräns einſchärfen ließ. — Ein anderer Streit drehte ſich um die Attribute Gottes. Der Korän gibt Gott in ſeinem naturwüchſigen Anthropomorphismus durchaus menſchliche Eigenſchaften, ſpricht auch von ſeinen Händen, von dem Thron, auf den er ſich niederläßt u. ſ. w. Die älteſten Muſlime faßten das auf, wie es geſchrieben ſteht; ſpäter aber nahmen Manche Anstoß daran und ſuchten durch Umdeutung der Stellen auch für den Korän einen reineren Gottesbegriff zu gewinnen. Einige leugneten überhaupt alle Eigenſchaften Gottes, da dieſelben als gleich ewig mit ihm die Einheit Gottes aufheben und eine wahre Vielgötterei begründen müßten. Manche geben nur gewiſſe abſtracte Qualitäten zu. Dagegen vertraten Andere geradezu die Körperlichkeit Gottes, alſo die craſſeſte Vermenſchlichung, die auch Muhammed verworfen haben würde. — Die Mutazila behielten wiſſenſchaftlich ſo lange die Oberhand, bis Aſch'ari (im erſten Drittel des zehnten Jahrhunderts), der in ihren Schulen gebildet war, die dialektiſche Methode in den Dienſt der Orthodoxie nahm. Er hat das System der orthodoxen Dogmatik geſchaffen. Allerdings ſtimmten die jüngerer Dogmatiker nicht in allen Stücken mit ihm überein, und Einigen galt er ſogar wegen einiger Reſte des Rationalismus als Irrgläubiger. Seit Aſch'ari's Zeit iſt in Bezug auf die genannten drei Streitpunkte die gemeine Lehre 1) Gott ſchafft die guten wie die böſen Thaten des Menſchen; doch hat dieſer dabei eine gewiſſe Selbſtthätigkeit in ihrer Aneignung, 2) der Korän iſt ewig und ungeſchaffen. Einige behaupten das allerdings nur von der Urſchrift des heiligen Buches im Himmel, Andere aber auch von den Wörtern und Buchſtaben des Buches auf Erden, 3) Gott hat wirklich die ihm im Korän beigelegten Eigenſchaften; man muß glauben, daß er Hand und Fuß hat, auf dem Throne ſitzt u. ſ. w., aber es iſt vorwiegend, über das Wie etwas wiſſen zu wollen. Was man nun auch gegen dieſe Lehren einwenden mag, wenigſtens die erſte und dritte entſprechen, und zwar eben in ihrem Mangel an Conſequenz, ganz dem Korän. Die mutazilitiſchen wie andere rationaliſtiſche Regungen, die ſich hier und da im Iſlam zeigen, mögen unſere Sympathie herausfordern; aber ſie ſtehen mit dem Weſen dieſer derb ſupranaturaliſtiſchen Religion zu deutlich im Widerſtreit, und es iſt daher zu begreifen, daß ſich ſpäter von dem Mutazila nur noch einzelne Nachwirkungen finden. Aber man muß ſich überhaupt davor hüten, dieſen Schulſtreitigkeiten zu große Bedeutung beizulegen. Das muſlimiſche Volk wurde von ihnen kaum berührt. Daſſelbe gilt von anderen dogmatiſchen Differenzen, wenn ſie nicht etwa auch eine politiſche Seite hatten, wie der Streit der Rigoriſten, die jede ſchwere Sünde als „Anglauben“ anſahen, der in die Hölle führt, und derer, welche dagegen die Gnade Gottes betonten: jenes war die Lehre der Chäridſchiten, welche Othmān, Ali, Aſiſa, Moāwija und zahlreiche andere „Gefährten“ Muhammed's für Angläubige erklärten, während die Gegner, mehr im Geiſte des Propheten, das Urtheil über dieſe wie über Andere, die etwa Sünden begangen hätten, Gott anheimſtellten.

Von weit größerer praktiſcher Bedeutung als die dogmatiſchen Secten ſind die theologisch-juriſtiſchen Schulen. Das „Recht“ umfaßt im Iſlam auch alles Rituelle im weitesten Sinne. Das Recht gründet ſich wie das Dogma auf Korän und Ueberlieferung, aber dieſe Rechtsquellen reichten nicht aus, oder waren

nicht immer deutlich, widersprachen sich auch wohl unter einander. So bildeten sich denn schon im 8. und 9. Jahrhundert verschiedene Schulen, deren Meister ihren Anhängern die Rechtsnormen bestimmten. Vier derselben haben schon früh alle anderen in Schatten gestellt. Davon ist die eine, die der Hanbaliten, jetzt fast ganz verschwunden, während sich die drei anderen, die der Hanefiten, Schāfiiten und Malikiten, in die Länder der Rechtgläubigen theilen. Das Recht der Schiiten weicht wieder von allen viere ab. Jeder sunnitische Muslim ist verpflichtet, sich an die Vorschriften einer dieser vier Schulen zu halten. Dieselben greifen tief in's tägliche Leben ein, sind auf der anderen Seite aber wieder sehr doctrinär, indem sie oft mehr den idealen muslimischen Staat, wie er unter Omar war, voraussetzen, als die wirklichen Verhältnisse orientalischer Gewalt- und Raubwirthschaft.

Seit der Blüthezeit der Abbāsiden hatte unter den höher Gebildeten Freigeisterei bedenklich um sich gegriffen. Einige Dichter wagten es, mehr oder weniger deutlich, Grundlehren des Islāms, ja den Glauben an sich zu verspotten oder zu bekämpfen. Persische Schriftsteller thaten ihren Abtheil vor dem Araberthum in Prosa und Versen kund, und der nachdenkende Leser merkte, daß dieser Abtheil auch der arabischen Religion galt. Wie mochte man sich in solchen Kreisen erst mündlich ausdrücken! Die scholastischen Philosophen fanden sich zwar meist äußerlich mit dem islāmischen Dogma ab, und gewiß vielfach in gutem Glauben, aber die Theologen hatten sie doch mit Grund in scharfem Verdacht; der alte Heide Aristoteles, auf den sie sich stützten, paßt zum Islām noch weniger als zum Christenthum. Allerlei, zum Theil recht wunderliche Ideen persischen und sonst fremden Ursprungs, die entschieden islāmisch waren, fanden zeitweise auch in der gebildeten Welt Anklang. Freilich wurde wohl einmal ein allzu kecker Freigeist oder Irrlehrer hingerichtet; aber im Allgemeinen ließ man die Leute reden und schreiben, wenn sie sich nur ein bißchen muslimischen Anstrich gaben. Der Islām kennt keine Inquisition und nimmt den, der sich äußerlich zu ihm bekennt, als Muslim an, wie zweifelhaft auch seine Gesinnung sein mag. So wurden sogar einzelne Männer, die entschieden unislāmisch dachten und lehrten, wie der berühmte Dichter Abul-ʿAlā al Maarrī (973—1057) vom Volke als fromm, ja heilig angesehen. Aber gerade hieraus erkennen wir, daß die Gefahr für den Islām doch nicht allzu groß war. Solche Ideen beschränkten sich auf sehr exclusive Kreise von Denkern und Dichtern oder aber von Wüstklingen und starben immer bald wieder aus. In die breite Masse des Volks drang nichts davon, und auf dieser beruht die Kraft des Islāms.

Gefährlicher ward der Religion Muhammed's der Mysticismus der Sūfi's. Der ursprünglich bei dem Propheten selbst sehr lebendige Drang, sich zu casteien und zu grübeln, fand neue Nahrung, als seine Anhänger die benachbarten Christenländer eingenommen hatten, in denen solche angebliche Gottesverehrung nur zu sehr blühte. Das war alles echt semitisch, und bei dem Vorwalten des jugendlich energischen Elements im Islām lag darin auch keine Gefahr, daß es entnervend auf ihn wirken möchte. Aber später verbanden sich persische und indische Ideen mit dieser Mystik. Die Sūfi's suchten sich in Gott zu versenken und gelangten zu der indischen Anschauung vom All-Einen, die sich mit dem Islām

nicht verträgt. Mit indischer Systematik erdachte man sich Regeln des Verfahrens, um zur mystischen Ueberwindung der irdischen Schranken zu gelangen. Wer da meinte, ihm sei das gelungen, der durfte sich von den Vorschriften der positiven Religion lossagen, und oft genug ließ er auch das Sittengesetz fahren. Der von Haus aus wundergläubige Schwärmer, der sich in's All-Eine versenkt hatte, hielt sich leicht selbst für einen Wunderthäter und ward erst recht von seinen Anhängern dafür gehalten. Was sind die Schranken der Naturgesetze, die der Morgenländer doch nie anerkennt, für den, welchem der Sprung vom Endlichen zum Unendlichen gelungen ist? Die zartesten und die größten Eigenschaften des Menschengesistes wirkten hier oft zusammen. Wir finden unter den Sâfi's tiefe Geister, großartige Schwärmer, wunderliche Phantasten, sensualistische Dichter, viele Narren und viele Betrüger. Die Systematik des Verfahrens, die gelernt werden sollte, und der Eindruck, den bedeutende Sâfi's durch ihre Persönlichkeit machten, führten zur Bildung von Schulen und Orden. Wir haben hier eine Art Mönchthum, allerdings ohne Ehelosigkeit und ohne ewiges Gelübde. Die Fakire oder Derwische (d. i. „Armen“) leben von frommen Gaben oder Stiftungen, treiben aber auch oft ein bürgerliches Gewerbe. Sie halten regelmäßige äscetische Uebungen, meist recht seltsamer Art, ab, um zum Ueberirdischen zu gelangen. Sie überreizen sich dabei die Nerven, erschöpfen Körper und Geist und verfallen in zeitweiligen Wahnsinn. So zarte Blüthen die sâfische Mystik auch hervorgebracht, so belebend sie auf die persische Poesie gewirkt hat: im Ganzen ist das Derwischwesen, das in fast allen islâmischen Ländern eine große Rolle spielt, ein Unheil. Die meisten Sâfi's glaubten übrigens, gute Muslime zu sein. Durch allegorische Auslegung fanden auch sie sich mit dem Korân ab. Nicht Viele werden klar erkannt haben, in welchem fundamentalen Gegensatz der pantheistische Gottesbegriff der Mystik zu dem starren Monotheismus des Korâns steht. Die große Menge der Derwische ist natürlich viel zu gedankenlos und oberflächlich, um den phantastischen Gängen der alten Meister zu folgen. Sie tanzen und heulen zu Gottes Ehren, wie man zu seinen Ehren betet. Das Volk sieht, namentlich im türkischen Reich einschließlich Aegyptens, die Derwische als die Stützen des Islâms an und ahnt noch weniger als diese selbst, wie unislâmisch die Ideen sind, auf denen ihr Wesen beruht. Die einfachen Grundsätze des Islâms selbst bleiben doch unerschütterter bestehen.

## IV.

Gegen das Jahr 1000 sah es allerdings mißlich aus mit dem Islâm. Das Abbâsîdische Chalifat war längst aller Bedeutung beraubt, die Kraft der Araber längst gebrochen. Es gab eine Menge großer und kleiner islâmischer Staaten; aber auch der mächtigste, der der Fâtimiden, war weit davon entfernt, dem Ganzen Halt geben zu können, zumal er schiitisch war. Wirklich gingen auch große Landstriche, die schon unter den ersten Chalifen erobert waren, wieder an die Byzantiner verloren, und diese drangen wiederholt tief in's Gebiet der Muslime ein. Da kam der Religion aber ein neues Element zu Hilfe, die Türken. Krieger aus Turkistan hatten längst eine Rolle in der Geschichte muslimischer Reiche gespielt, aber jetzt kam eine eigentliche Völkerwanderung von Türken. Sie drangen in großen Massen aus ihren hochasiatischen Sizen vor und stürzten



sich, eben zum Islâm bekehrt, zunächst auf die persischen Länder. Diese Nomaden haben ungeheure Zerstörungen verursacht, blühende Cultur weiter Länder für immer zertreten und Nichts für die Bildung der Menschheit geleistet; aber die Religion Muhammed's haben sie mächtig gestärkt. Die rohen Türken nahmen den Glauben, der für ihre Geisteskräfte noch eben leidlich faßbar war, mit Eifer an und wurden nach außen hin seine wahren, oft fanatischen Vertreter. Sie gründeten das gewaltige Reich der Seltschuken und eroberten dem Islâm neue Gebiete im Nordwesten. Auch nach dem Zerfall des Seltschukenreichs blieben sie das Herrschervolk in allen seinen früheren Bestandtheilen. Wäre der kriegerische Sinn des Islâms nicht durch die Türken wieder aufgefrischt, so hätten die Kreuzfahrer vielleicht doch etwas mehr Aussicht auf dauernde Erfolge gehabt.

Aber gerade an die türkische Wanderung schloß sich eine andere an, welche dem Islâm verhängnißvoll zu werden drohte. Dschingizchan führte seine Mongolen und Türken in's Gebiet des Islâms (1220), sein Enkel Hulagu nahm (Januar 1258) seine Hauptstadt Bagdad ein und machte dem Abbäsidschen Chalifat ein Ende. Die bestialischen Heiden waren Herren Asiens. Die Religion ließ sie gleichgültig. Schon wegen des Gegenfazes gegen die sie vermüthenden Muslime begünstigten sie allerdings gelegentlich die Christen, zumal es unter ihnen selbst Leute gab, die dem Namen nach Christen waren, aber natürlich hat das dem Christenthum nichts geholfen. Und bald änderte sich das Verhältniß. Der Islâm mit seinen einfachen Dogmen, seinem imponirenden Ceremoniell und seinem praktischen Wesen gewann auch diese Barbaren. Fünzig Jahre nach der Einnahme Bagdad's hatten die Mongolen, welche über Muslime herrschten, selbst den Islâm angenommen.

Durch die türkische Dynastie der Osmanen wurde der Islâm noch einmal der Schrecken der Christenheit. Der alte Traum der Eroberung Constantinopels und der völligen Zerstörung des „römischen“ Reiches erfüllte sich (1453). Als Selim I. Aegypten eingenommen hatte (1517), erklärte er sich zum Chalifen. Die ägyptischen Sultane hatten nach der Zerstörung Bagdad's einen Sprößling der Abbäsidenfamilie zu sich genommen, dem sie den Titel Chalif ließen (1261), und solche Namenschalifen ohne jede Spur von Macht „regierten“ dort bis zur Osmanischen Eroberung. Wie wenig sich aber die muslimische Welt um sie kümmerte, mag man daraus ersehen, daß der große Geschichtsphilosoph Ibn Chaldûn in der Einleitung zu seiner Weltgeschichte, in welcher er sehr ausführlich über das Chalifat, den geistlichen und den weltlichen Staat redet, dieses Scheinchalifat gar nicht einmal erwähnt. Mit der ungeheuren Macht des damaligen türkischen Reichs ausgerüstet, hatte das Chalifat aber wieder ein anderes Ansehn! Obwohl dem Sultan von Istantol eine Eigenschaft fehlte, welche fast alle rechtgläubigen Lehrer bei einem Chalifen für nothwendig gehalten hatten, nämlich die Herkunft vom Stamme Koraisch, erkannte man doch weithin den Anspruch der Fürsten an, deren Machtentfaltung jedes guten Muslims Herz mit Freude und Stolz erfüllte, zumal die heiligen Städte Mekka, Medina und Jerusalem sie als ihren Herrn verehrten. Wirklichen Zuwachs an Stärke hat das Chalifat den osmanischen Sultanen übrigens nicht gegeben, und diese haben selbst im Ganzen nicht viel Werth darauf gelegt; führen sie doch auf ihren

Münzen weder den Titel „Chalifa“, noch „Imâm“, noch „Fürst der Gläubigen“. Geistliche Macht über Muslime, die nicht ihre Unterthanen waren, haben sie nie befehlen. Immerhin könnte es aber doch für das osmanische Reich bedenklich werden, wenn man einmal in Mekka und Medina aufhörte, den Sultan im Kirchengebet als Oberherrn und Chalifen zu nennen, und das möchte wirklich geschehen, wenn er außer Aegypten auch noch Syrien verlöre. Für das (leider!) unaufhaltsam zusammenbrechende Reich kann eben auch die Wegräumung eines an sich schwachen Pfeilers der Autorität verhängnißvolle Bedeutung gewinnen. Scheint man doch bei den letzten Wirren in Aegypten schon mit diesem Gedanken gespielt und in Constantinopel dadurch Furcht erregt zu haben. Scherife von Mekka als Chalifen, wovon man wohl geredet hat, würden übrigens voraussichtlich eine klägliche Rolle spielen. Sie stammen zwar von Ali ab und haben somit theoretisch weit mehr Recht auf die Würde als der Osmane; aber ihr Gebiet ist klein und äußerst arm, und sie müßten von der Gnade anderer Fürsten leben. Zu bemerken ist noch, daß sich die Sultane von Marokko seit langer Zeit ebenfalls „Fürsten der Gläubigen“ nennen und damit wenigstens für ihr Reich ausdrücklich auch die höchste geistliche Autorität in Anspruch nehmen.

Um dieselbe Zeit, wo die sunnitischen Osmanen ihre größte Macht errangen, ist aber auch für die Schia ein mächtiges Reich gegründet. In Persien fiel die Lehre vom göttlichen Recht Ali's auf besonders günstigen Boden; persischen Einflüssen verdanken hauptsächlich die schiitischen Dogmen ihre Ausbildung. Es hat in persischen Ländern auch zu verschiedenen Zeiten kleinere und größere schiitische Staaten gegeben: aber erst durch die Gründung des Sefidenreichs (um 1500) ist Persien das eigentliche Land des Schiitenglaubens geworden; dadurch erhielten die Osmanen ein starkes Gegengewicht und wurde dem von der Türkennoth geängstigten Europa manche Diversión gemacht. Seit dem Untergang der Sefiden im vorigen Jahrhundert ist Persien immer tiefer gesunken. Volk und Staat sind noch weit schwächer als in der Türkei; aber der Schiitismus hat Persien in ausschließlichen Besitz genommen. Er ist so lebendig, daß er noch in unserer Zeit im Stande war, kräftige wilde Schöplinge zu treiben<sup>1)</sup>. Der Gegensatz zwischen Schiiten und Sunniten, der schon im Erlöschen zu sein schien, ist durch dies neue persische Reich wieder sehr scharf geworden. Die Orientalen, die außerordentlich wenig Sinn für's Vaterland haben, besitzen um so mehr Eifer für ihre Religion. Bitterer Haß trennt noch immer die Perser von den muslimischen Nachbarn, Osmanen, Arabern, Uzbegen, Afghänen u. s. w., weil sich einst die Gefährten Muhammed's nicht über den Nachfolger des ermordeten Othmân einigen konnten! Uebrigens gibt es im südwestlichen Arabien auch noch gemäßigte Schiiten (Zaiditen), welche zwar den Ali für den wahren Erben des Propheten ansehen, aber weder auf einen Alidischen Messias hoffen, noch Abû Bekr und Omar verfluchen; diese unterscheiden sich kaum mehr von den Sunniten.

Der Islam hat sich im Ganzen seit tausend Jahren wenig geändert. Die Ausbreitung des Mysticismus und des Derwischthums hat, wie wir sahen, den

<sup>1)</sup> S. Deutsche Rundschau, Band V (Februar 1879), S. 290 f.

Glauben der Menge nicht berührt. Allerdings ist dadurch dem Heiligen- und Wunderwesen neue Nahrung gegeben. Der Mystiker versenkt sich in Gott und ignoriert die irdischen Dinge; so ist das Volk nur zu sehr geneigt, den Betrüger, der ihm mit Unbefangenheit nachahmt und ihn scheinbar übertrifft, und den Wahnsinnigen, der sich in dieser Welt überhaupt nicht zurecht finden kann, für Heilige zu halten. Der Wunderglaube steckt dem Morgenländer tief im Blute; an religiösen Betrügern — meist betrogenen Betrügern — hat es dort nie gefehlt. Daß die Heiligen Wunder thun können, haben nur wenige Dogmatiker leise bestritten. So werden denn auch seit langer Zeit die wirklichen oder angeblichen Gräber von Heiligen als Gnadenorte verehrt. Sie bilden die Veranlassung zu Localculen und oft die Brutstätten des Fanatismus. Es ist nicht zufällig, daß jüngst eben am Begräbnisorte des gefeiertsten ägyptischen Heiligen, Sejid el Bedewi zu Tantä, Greuel gegen Europäer verübt sind. Unter den heiligen Stätten dieser Art sind manche altchristliche, vielleicht selbst einige aus heidnischer Zeit. Natürlich knüpft sich an solche Orte leicht allerhand Schwindel, krasser Aberglaube und ganz unislamisches Wesen. Allerdings ist kein Muslim verpflichtet, an so etwas zu glauben; eine verbindliche Heiligenliste gibt es nicht, und einzelne Gelehrte haben sogar die Berechtigung des ganzen Heiligencultus angefochten, wiewohl ohne Erfolg.

Da erhob sich aber gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts im Heimathlande des Islāms ein gewaltiger puritanischer Sturm gegen die eingeriffene Abgötterei. Die Wahhäbiten, die Anhänger des Abdalwahhāb, brachten keine neue Lehre, sie waren durchaus rechtgläubige Muslime; aber sie verfahren mit einer Strenge, die mehr an Omar als an den Propheten erinnert. Sie leugneten keineswegs, daß Muhammed der Gesandte Gottes sei; aber sie verabscheuten die übermäßige Ehre, die seinem Namen, seinen Wohnstätten und seinem Grabe gezollt ward. Die Verehrung der Heiligen verdamnten sie als Götzendienst und zerstörten, wohin sie kamen, die Heiligengräber und Märtyrerstätten. Sie wollten nichts als den ursprünglichen Islām wiederherstellen, machten z. B. mit dem gesetzlichen Verbote, Seide zu tragen, Ernst und verboten, im Einklange mit vielen gelehrten Theologen, das Tabakrauchen als Neuerung. Das Reich, das sie gründeten, war ein Abbild des ursprünglichen islamischen; es einigte einmal wieder durch Zwang fast alle Bewohner Arabiens, ohne freilich durchsetzen zu können, daß sich die große Masse der Beduinen ernstlich mit religiösem Geiste erfüllte. Die Heere Muhammed Ali's von Aegypten brachen erst nach großen Anstrengungen die Macht der Wahhäbiten, nahmen ihnen die heiligen Städte Mekka und Medina wieder ab, die sie 1803 erobert hatten, und drangen bis in's Herz ihres Reiches (1814. 1815). Später nahm dieses wieder einen Aufschwung, aber nicht auf die Dauer; ein rein arabischer und noch dazu bloß auf den Korān gegründeter Staat kann nur durch ungewöhnlich tüchtige Regenten länger zusammen gehalten werden. Gegenwärtig ist das eigentliche wahhäbitische Reich ziemlich machtlos; es ist aber ersetzt durch das nördlich davon gelegene der Schammar, deren weithin gebietender Fürst, Ibn Raschid, sich auch zum Wahhäbitismus bekennt, jedoch nicht mit dem Feuereifer der früheren. Eine Gefahr für Damascus und Bagdad bilden die Wahhäbiten längst nicht mehr.

Diese Reform des Islams ist auf Arabien beschränkt geblieben und wird auch da kaum sehr nachhaltig wirken. Aber mit Recht hat man es als sehr bezeichnend angesehen, daß diese jüngste rein semitische religiöse Bewegung bei aller Energie nichts Neues gebracht hat, sondern nur auf die Wiederherstellung des Monotheismus ausgegangen ist.

Seit längerer Zeit scheint der Islam tief gedemüthigt. Auch die größten muslimischen Reiche sind kraftlos. In Asien, Afrika und Europa gehorchen Millionen von Muslimen christlichen Mächten. Aber man täusche sich nicht über die Lebensfähigkeit dieser Religion. Wie viel Katastrophen hat sie schon überstanden! Gleich nach ihres Stifters Tode stellte der Abfall der Araber ihr Dasein in Frage. Bald darauf erlebte sie den Uebergang des geistlichen Staates, der ihrem eigentlichen Wesen entsprach, in einen weltlichen. Ihr einheitliches Reich zerfiel und spaltete sich. In wilden Parteikämpfen zerfleischt sich die Muslime. Die Karmaten entführten den schwarzen Stein, das Palladium des Islams, und hinderten Jahre lang die Pilgerfahrt, eine seiner wichtigsten Lebensäußerungen. Die heidnischen Mongolen zerstörten das Chalifat und herrschten lange über die Hälfte der islamischen Länder. Statt den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen führen zu können, geräth jetzt ein muslimischer Staat nach dem andern mittelbar oder unmittelbar in deren Botmäßigkeit. Allein den Glauben, daß es keinen Gott gibt als Allah und daß Muhammed sein Gesandter ist, diesen Glauben mit all seinen Konsequenzen hat Nichts erschüttert. Aus der Balkanhalbinsel scheint der Islam verdrängt zu werden, wie er einst aus Sicilien und Spanien weichen mußte; ob er in Asien und Nordafrika überall seinen Bestand erhalten kann, mag fraglich sein: aber auf den indischen Inseln breitet er sich aus, bei den mittelasiatischen Nomaden hat er sich gerade unter russischer Herrschaft befestigt, und im Innern Afrika's macht er Eroberung auf Eroberung. Hier bedeutet aber auch die Verbreitung des Islams den Fortschritt aus tiefer Rohheit zu einer gewissen, wenn auch beschränkten und beschränkenden, Bildung und zur Verbindung mit Völkern, die im Mittelalter den Europäern an Cultur überlegen waren.

Und wenn die Religion unter den höheren Ständen der Türkei wohl einmal Gegenstand des Zweifels oder gar Spottes wird, mehr aus Frivolität als in Folge ernstern Nachdenkens, und wenn sich solche Erscheinungen bei den leichtsinnigen, geistreichen und gewissenlosen Persern noch viel häufiger zeigen, so ist doch der feste Glaube bei der ungeheuren Mehrzahl des Volkes noch ungebrochen. Ohne Zweifel zu empfinden, ruhig in Gottes Schickung ergeben, sieht der Muslim seine Reiche sinken. Aber wir müssen auch immer noch gewärtig sein, daß sich die Kraft des Glaubens in furchtbaren Ausbrüchen des Fanatismus bewähre. Haben uns die ägyptischen Ereignisse dieses Sommers wenig von todesmüthiger Thatkraft gezeigt, so liegt das an dem mattherzigen Sinne der Aegypter; eine große Erhebung in Syrien oder Kleinasien könnte den Europäern vielleicht mehr zu schaffen machen.

19

*[Faint handwritten text, possibly a signature or date]*

ULB Halle

3/1

001 161 075



